

Die Sozialpsychologen sagen uns, daß Vor- und Leitbilder heute wieder angenommen, ja gesucht werden. Die Zeit, da solche Begriffe verpönt waren, scheint vorüber zu sein. Dazu gehört, daß die Heiligenbilder im Begriffe sind, die Kirchenräume, aus denen man sie verdrängt hatte, wiederzuerobern.

Nun haben aber auch die katholischen Publizisten ihre Leitbilder, und sie dürfen sich guten Gewissens ihrer erinnern:

Maximilian Kolbe ist hierzulande hauptsächlich bekannt als der Priester, der sein Leben hingab, damit ein Familienvater das seine behalten könne. Wer weiß schon, daß er auch ein großer Publizist war, daß er ein riesiges Unternehmen zur Herstellung und Verbreitung kirchlicher Druckschriften aufgebaut und betrieben hat und hauptsächlich deshalb den nationalsozialistischen Besetzern unliebsam aufgefallen ist?

Auch unter den großen Gestalten des deutschen Widerstandes ist ein Publizist: der Jesuitenpater Alfred Delp, einige Jahre lang Redakteur der »Stimmen der Zeit«, bis zum letzten Augenblick seines Lebens ein Vorbild für jene christliche Haltung, die den Tod nicht sucht, ihn aber auch nicht fürchtet, die das Zeugnis für den Glauben mit einer aufrichtigen und tatkräftigen Liebe zur Welt und mit einem klaren Begriff der persönlichen Verantwortung verbindet. Es ist unbegreiflich, daß Alfred Delp weiten Kreisen unseres Volkes ein Unbekannter geblieben ist, bis auf den heutigen Tag.

Ein Besuch bei Benedetto Croce

Von Curt Hohoff

Der Kardinal von Neapel stutzte einen Augenblick, als er mir am Vormittag des 19. September 1938 die Ampulle mit dem Blut des heiligen Januarius zum Luftkuß reichte. Ich war der einzige blonde und blauäugige Mensch in der Schlange von dunkeläugigen und schwarzköpfigen Neapolitanern, die sich vor der Kommunionbank drängten, um das Wunder zu sehen. Das Blut floß in einer in der Mitte wie eine Eieruhr verengten Flasche von oben nach unten. Dann wurde die Flasche umgedreht. Der Vorgang dauerte jeweils etwa dreißig Sekunden. Hin und wieder trat der Kardinal einen Schritt zurück und hob das Sakramentale hoch in die Luft, damit alle es sehen konnten. Dann erhob sich beifälliges Gemurmel: Neapel freute sich an der Pünktlichkeit des Stadtheiligen. Das Blut sah aus wie dunkelroter Wein und floß in einem dünnen Strahl. Es wirkte längst nicht so entsetzlich auf mich wie die Zunge des heiligen Antonius von Padua, die so frisch war, als sei sie dem Prediger soeben aus dem Schlund gerissen.

»Und du glaubst daran?« entsetzte sich die schöne Marjorie drei Tage später.

»Ich wollte es sehen«, erwiderte ich, »der Glaube kommt vom Hören (ex auditu), wie Thomas von Aquin sagt, und natürlich erst recht vom Sehen.« Ich starrte auf die schöne Wölbung ihres sommerlichen Kleides.

Solche Sorgen nordischer Zweifler hatte nicht mein Freund Bertone, mein Führer in Neapel, Schwarzhändler, Strizzi und bei Gelegenheit wohl auch Zuhälter. Ohne Bertone hätte ich Neapel nie so gut kennengelernt. Er wußte, wo Benedetto Croce wohnte. Ich hielt ihn mit Zigaretten und Espresso bei Laune. Geld nahm er nicht von

mir, das hing mit »onore«, der Ehre, zusammen, wie sie unter Gleichaltrigen gilt oder nicht gilt. Ich war ein genauso armer Teufel wie er. Ich war Bertone nach anfänglichem Mißtrauen zuverlässig erschienen. Er wußte, wo ich meine Wäsche waschen lassen mußte. Wie alle Neapolitaner pflegte er im Notfall zu arbeiten. Er begleitete mich auf meinen Streifzügen. Seine Tante unterhielt ein Bordell an der »Toledo«, der Hauptstraße, und eines Abends durfte ich es besichtigen. Dieser Bertone hatte mich zum heiligen Januarius gebracht. In Pozzuoli hatte er mir die Ruinen des Amphitheaters gezeigt, wo Januarius, Bischof von Benevent, wilden Tieren vorgeworfen worden war. Da die Löwen ihn nicht annahmen, wurde er in der Solfatara enthauptet, am 19. September 305, und seither wallt sein Blut an diesem Tage auf, wenn es in die Nähe des Hauptes des Heiligen gebracht wird. Ganz Neapel schwört darauf.

Ich war auf dem Posilipp gewesen, war nach Kap Misenum und bis Cumä gelaufen, hatte die Grotten gesehen, wo Mussolini die bronzenen Tafeln mit Vergils unsterblichen Versen hatte anbringen lassen. Ich hatte den Vesuv bestiegen, der noch stark rauchte, und hatte mir beim Abstieg durch den Aschenkegel – sowas wagt man nur mit fünfundzwanzig – die Schuhe zerrissen. Vor allem hatte ich Pompeji besichtigt und entziffert. Die Schätze Pompejis sind im Museum von Neapel. Am schönsten fand ich die Malerei der Antike, wie man sie nur hier damals sah. Die pompejanische Malerei, vermutlich nach Schablonen, geht auf griechische Originale zurück. In solcher Vollkommenheit ist nie wieder gemalt worden. Daran gemessen, ist alles spätere Nachahmung. Die Antike hatte künstlerisch gelebt. Bei wirtschaftlichen, technischen und sozialen Mängeln war eine ästhetische Kultur aufgekommen. Alle Gerätschaften Pompejis, Tische, Stühle und Krüge, zeugen von der Durchsetzung des Alltags mit schönen und schönsten Dingen. Auch das Obszöne war ästhetisch erfaßt. Die Frauen und Mädchen sehen auf den pompejanischen Fresken genauso aus wie heute. Die Menschen sind immer gleich – aber damals waren sie sensibler. Lange betrachtete ich die Bilder von der Einweihung der Frauen in den Dionysoskult. Sie haben erotische Strahlung, waren aber religiös gemeint, eine Mysterienhandlung mit Tanz, Musik und Peitschung: Vor dem Gott sollst du erschrecken. Weibliche Schönheit ist eine Offenbarung Aphrodites. Als ich nach Neapel zurückkam, fand ich James Marcs Telegramm aus Cambridge: Marjorie sei in Amalfi. Nun hielt mich nichts mehr, aber ich mußte zu Croce.

Croces Wohnung lag hinter der Universität in einer engen Straße in einem altmodisch herrschaftlichen Haus. Sein Name stand nicht im Telefonbuch, und so versuchte ich mein Glück im Vertrauen auf meinen Brief an Croce und einen Gruß von Karl Voßler in München. Croce war in den zwanziger Jahren so berühmt gewesen, daß eine Buchhandlung in Emden seine Essays über Shakespeare und Corneille im Schaufenster hatte. Dann war ich in Münster bei Günther Müller, meinem Lehrer, auf Giambattista Vico, einen Geistesverwandten unseres Johann Georg Hamann, gestoßen worden. Vico war Neapolitaner. Seine Mitbürger sehen ihn auf dem Denkmal. Croce hatte ein Buch über ihn geschrieben.

Ein junges Mädchen öffnete die Tür. Ich stammelte mein Anliegen, nannte meinem Namen, bereute meine Dreistigkeit. Sie ließ mich stehen bei offener Tür. Nach einer halben Minute kam Benedetto Croce selbst, entschuldigte sich höflich, daß er meinen Brief nicht beantwortet habe, und ging, da er mein kümmerliches Italienisch als Beleidigung empfinden mußte, zur deutschen Sprache über. Ich hatte ihm geschrieben,

daß ich Vicos »Scienza nuova« besäße und ein Verehrer seiner, Croces, Schriften wäre. (Eine Lüge; ich fühlte mich nicht als sein Verehrer, sondern Kritiker, so lächerlich das klingt.) »Studiert man im heutigen Deutschland Vico?« wollte Croce wissen. Ich nannte den Namen Günther Müllers. Croce hatte ein berühmtes Gedächtnis und agglutierte: »Barock?!« Seine Meinungen über das Barock, oder vielmehr über das, was wir so nennen, waren sehr negativ. Ich klärte ihn auf, Müller habe über Hamann und Herder gelesen, und da war die Verbindung zu Vico hergestellt.

Ich hatte mir Croce anders vorgestellt, größer, schlanker und, da er Minister gewesen war, staatsmännischer. Statt dessen sah er gedrunken, voll und ländlich aus. Es schien ihn zu interessieren, was ich, im Anschluß an Hamann, Herder und Vico, mitzuteilen hatte, die Entstehung der Literatur im Anschluß an die Entdeckung der Lieder und Märchen bei den Bauern, dem einfachen Volk. Ähnliche Ideen, sagte Croce, habe er in seiner »Poesia« zum Ausdruck gebracht, aber das gelehrte Italien habe ihm nicht die Ehre einer Würdigung zuteil werden lassen. Er sagte das alles, um zu prüfen, wie ich reagiere. Plötzlich rief er: »Alda, Alda!«

Darauf erschien jenes Mädchen, das die Tür geöffnet hatte. Er stellte sie mir als seine zweite Tochter vor. »Sie ist eine Barocknärin«, sagte er, »allerdings in spanischer Literatur. Lope de Vega ist ihr Halbgott. Carlos Werk (Karl Voßlers Buch über Lope) kennt sie fast auswendig.« Er behandelte seine Tochter mit der neckischen Ironie großer Männer und fragte, ob sie Günther Müller kenne.

Alda mochte zwanzig Jahre alt sein und entschuldigte sich, sie wisse nichts.

»Bringst du uns vielleicht etwas zu trinken?« fuhr Croce fort, wobei er mir einen Blick zuwarf, als eigne sich Alda für diesen Zweck mehr als für die Wissenschaft. »Der Dottore kommt von Monaco di Baviera, da Carlo Voßler . . .« Dann fiel er vom Italienischen wieder ins Deutsche: »Ich hatte gehofft, Voßler werde uns im Herbst besuchen; aber es wird nichts mehr, ach, es wird nichts mehr!« Croce war etwa siebzig Jahre alt (und es wurde wirklich nichts mehr). Er hörte sich an, was ich ihm von der Lage der Universität München berichten konnte, von dem Dekan und Rektor Wüst, von der Kaltstellung des Historikers Heinrich Günter, und daß der berühmte Martin Grabmann es abgelehnt habe, römischer Kardinal zu werden und in München ausharren wolle. Croce lachte trocken: »Der Grabmann hat die Schriften des Petrus Hispanus entdeckt . . .« Und als ich ein dummes Gesicht machte, erklärte er mir, Petrus Hispanus sei der spätere Papst Johannes XXI., ein Aristotelesklärer. Croce zog ein saures Gesicht. Offenbar hielt er die Grabmannschen Entdeckungen für obsolet.

Meine Berichte über die Entlassungen deutscher Professoren reizten ihn zu Ausfällen über die Rolle der Politik in der Wissenschaft und die politische Ignoranz der Professoren: »Zwei eurer bekanntesten Leute, Carl Schmitt und Martin Heidegger, haben dem Usurpator Salz und Brot gereicht —.« Ich fühlte mich bemüßigt, den Pegel des Croceschen Wissens ein wenig anzuheben, indem ich bemerkte, Carl Schmitt sei kaltgestellt und Heidegger erwecke Reu und Leid.

Croce aber, einmal im Zuge der politischen Suada, ließ sich nicht abhalten, über die Autorität der Diktatoren zu sprechen; sie beruhe nicht auf kritischen Gedanken, sondern auf dilettantischen Ideen. Hegel verstehe man nicht mehr.

Ich wagte zu fragen, ob Hegels Lehre, verwässert durch Sorel und Federzoni (und durch ihn, Croce, in Italien erneuert) — ob diese Lehre nicht eine Rolle im Staatsdenken des modernen Italien spiele. Den Namen Mussolinis erwähnte ich lieber nicht. Ich

erntete Spott: »Ihr Deutschen seht immer nur Hegel! Hegel hat nicht politisch gedacht, sondern philosophisch. Daher die Ausstrahlung, rechts wie links. Gefährlich ist das Bündnis des Faschismus mit der Kirche, weil bei Euch die Protestanten in Hitler den Defensor fidei gegen Rom sehen.« Er lachte.

Wenn du wüßtest, dachte ich bei mir, daß ich heute morgen schon beim San Gennaro war . . .

Alda servierte uns ein eisgekühltes Sorbet, schweigend, strafend. In meiner Tasche knisterte das Telegramm von Marjories Ankunft in Amalfi.

Benedetto Croce hatte sein Leben lang gegen die Kirche gekämpft. Er konnte nicht ahnen, wie katholisch er auf mich wirkte. In Italien rechnet man die Deutschen überhaupt, und erst recht die Protestanten, nicht unter die Christen. Nur Katholiken gelten als »Cristiani«! Deshalb hatte der Kardinal gestutzt, als er mich sah – wenn der Italiener auch höflich genug ist, es nicht merken zu lassen. Croce hingegen, bei aller Feindschaft gegen die Kirche, war ein überzeugter Christ und hatte in seinem Vicobuch heftig gegen pantheistische Gedanken gestritten. Die Transzendenz, der persönliche Gott und die personale Seele waren Bedürfnisse seines Gewissens.

Als ich ihm erzählte, ich sei in England gewesen, kam er auf seine Reise in den Norden zu sprechen. 1933 war er mit seiner Tochter Elena nach England gefahren und hatte ihr bei dieser Gelegenheit die deutschen Rheinstädte gezeigt. Elena war sein Stolz. »Stellen Sie sich vor«, sagte er, »sie hat mit zweiundzwanzig Jahren den Dr. jur. gemacht!« Ich stellte es mir vor, »immaginarsi« heißt das. Wir hatten ausgetrunken. Wein hatte ich abgelehnt. Croce riet mir, die Sprache Vicos zu lernen, das Neapolitanische. Schon Kaiser Tiberius habe sich damit befaßt wegen der syrischen und griechischen Bestandteile: »Später kamen das Französische und Spanische dazu.«

Croce sprach übrigens, wie er mir anvertraute, nicht neapolitanisch. Er lebte und dozierte seit Jahrzehnten an der Universität, stammte aber aus dem Apennin, aus der Gegend von Aquila. »Wir sprechen weicher«, sagte er, »nicht ›Spoleto‹ mit harten Labialen und Dentalen, sondern mit weichen, nämlich ›Sboledo? Hören Sie es?« Ich weiß nicht, warum sich Croce mir zuliebe auf das dialektische Wortfeld einließ. Er erklärte, die Redeweise des Neapolitaners gelte im Norden und in Rom als rasch, hart und mundfertig, so wie das Sächsische im Deutschen, und obwohl man die Klugheit der Neapolitaner, ihren Geschäftssinn, fürchte, lache man über ihre Redeweise.

Alda kam und schaute nach dem Sorbet. Noch einmal sprach Croce von Voßlers Lope. Er fand, Voßler sei hispanophil. Neapel habe seine eigenen Ansichten über Spanien. Doch bemerkte er, Spanien habe den Ruhm, die Kirche im siebzehnten Jahrhundert vor dem Untergang bewahrt zu haben. Ich wunderte mich, daß Croce einen Gewinn darin sehen konnte, und sagte es ihm. Ich hatte nur zu gut die Einleitung zur »Geschichte Europas im 19. Jahrhundert« gelesen. Voßler hatte sie im April 1932 in der »Corona« veröffentlicht, einen skandalösen Essay, erfüllt vom Kathedergeist gegen die »Schwarzen«, die »Klerikalen«: Mit solchen Begriffen analysierte Croces Suada die moderne Kirche.

Die Entwicklung der herrlichen Zeitschrift bewegte ihn, und ich war froh, vom heiklen Thema ab und zur Anbetung Rudolf Borchardts zu kommen. Der hatte Croce eine Akademie der Wissenschaften, eine Universitas litterarum genannt und ihm das zwanzigste Jahrhundert als das seine zugeschrieben, so wie Cicero das erste vor Christus, Petrarca das vierzehnte, Erasmus das fünfzehnte, Leibniz das siebzehnte,

Voltaire das achtzehnte, Goethe das neunzehnte. Jeden dieser Namen verbrannte ich wie Weihrauchkörner auf dem Altar der Bewunderung, und Croce war genügend Südländer, genügend Italiener, sie tiefaufatmend durch die Nase zu ziehen. Er stand auf, schwer aus dem Sessel, die Audienz war zu Ende, und er sagte: »Wenn Sie mögen, Dottore, übermorgen abend«, und dann folgte etwas, das ich nicht verstand und ungefähr so klang: »al vino e frutta insalata.« Ich war eingeladen.

Croce machte aus dem Handgelenk eine Bewegung, und ich wußte von Bertone, was sie bedeutete: »Mach's gut.«

Bertone lungerte draußen herum. Durch den Besuch bei Croce war mein Ansehen unermesslich gestiegen. Das Volk wußte und verstand, daß Croce damals wie ein gefangener Löwe unter ihm hauste. Als ich Bertone fragte, was die Einladung »al vino e frutta insalata« bedeute, stutzte er, dachte nach und lachte: »Ah, nonsenso, impossibile«, und erklärte mir so gut es ging, es handle sich um eine Einladung zum späten Abend, nach dem Essen und nur unter Herren. Er sah mich von der Seite an, und während wir die Toledo hinunterbummelten zum Isotta Genève, unterließ er seine Scherze, wenn uns Mädchen entgegenkamen. Es tat mir leid um seine Unbefangenheit; niemand konnte so wie er mit Augen und Fingern reden, hoch komisch; der Neapolitaner ist ein Naturkind des Theaters. Wir tranken einen Campari Soda, und ich eröffnete ihm, daß ich morgen unbedingt und ohne ihn nach Amalfi müsse.

Um nach Amalfi zu kommen, fuhr ich mit der Bahn nach Salerno und marschierte auf der schönen Straße am Meer entlang, in der Hoffnung, daß mich jemand auflöse. Ein Autobus mit Bauern nahm mich auf. Sie hatten Hunde, Ziegen und Hühner im Gepäck. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß der Sack, auf dem mein Fuß stand, sich bewegte – es war ein Schwein. Die Reisenden bejubelten die Künste des Fahrers, wenn er abschüssige Stellen im Leerlauf nahm oder auf zwei Rädern über dem Abgrund zu schweben schien. Der Kühler kochte. In den Kurven fiel man auf den Nachbarn. Ein Demjon Rotwein machte die Runde, und der Conduttore wurde ebenso wie der Tedesco zum Mithalten genötigt.

In Amalfi suchte ich das Hotel Luna im ehemaligen Augustinerkloster. Als ich fragte, stutzte man: es gäbe kein Augustinerkloster. Ich stieg die schöne lange Treppe zur Kathedrale hinauf und dann hinab zur Krypta, wo die Gebeine des Apostels Andreas verehrt wurden. Gegenüber dem Altar befand sich ein Halbrund mit weißgestrichenen Kinderbänken für den Chor. Ich konnte nicht herausbekommen, ob die Amalfitaner ihrem Andreas so vertrauten wie die Neapolitaner dem Januarius. Ich fragte einen Soutanenträger nach dem Augustinerkloster. Doch er schüttelte den Kopf – ob ich nicht das Antonianerkloster meine mit dem heutigen »Luna«? James Marc hatte in seinem Telegramm die Ordensklöster verwechselt. Als ich den Portier des »Luna« nach Marjorie fragte, leuchteten die dunklen Augen seiner sarazenischen Mutter auf, und er gab mir ein Zimmer unmittelbar neben ihr. Das Zimmer ging auf einen weinbewachsenen Umgang, wie südliche Hotels ihn lieben, mit Blumentöpfen vollgestellt. Ich rasierte mich und kam mir wie jener Wahnwitzige vor, der drei Tage lang vergebens auf Greta Garbo hatte warten müssen.

Als ich an der Marina flanierte, sah ich Marjorie in Begleitung zweier Tweedjacken. Sie trug ein Kleid aus lose flatterndem Stoff. Die Arme waren bloß, und an den Füßen trug sie modische Klappersandalen aus Holz mit dünnen Riemchen. Die Tweedjacken sahen wie etwas zu elegante Tennistrainer aus und rauchten Players Navy Cut. Ich

überholte das Trio und kehrte plötzlich, um Marjorie von vorne zu sehen, um. Die Farbe ihrer Haut war goldbraun wie Metall im Regen. Wir hatten uns anderthalb Jahre lang nicht gesehen. Sie erkannte mich sofort. Sie war das Leben selber. Ich wußte, daß Marjorie Italienisch sprach, hatte sie doch damals im »Blue Bird« mit Robert Auty den ersten Gesang von Dantes »Divina Commedia« rezitiert. Und da sie für mich »beata e bella« war wie Beatrice, sprach ich sie italienisch an, in der Hoffnung, daß die Tweedjacken uns nicht verstünden: »Ich bin froh, dich zu sehen, ich bekam einen Brief von James aus Trinity, du wärst hier – che fai?« Noch nie im Leben hatte ich so viele Worte mit Marjorie gesprochen. Sie zog mich beiseite und sagte: »Hast du ihre Gesichter gesehen?« Sie meinte ihre Begleiter. »Weil ich ein Deutscher bin?«

»Ach nein«, sie lachte und in der Stimme hörte ich die Melodie eines Liedes. Diese Stimme hatte mich damals verzaubert. Ich sagte, wir wollten zu Sant'Andrea gehen.

»Sie lassen mich nicht aus den Augen«, sagte Marjorie; dann riß sie mich fort, und wir rannten die Treppe hinauf. Wir hielten am Weihwasserbecken, und ich wollte sie bekreuzigen. »Bist du verrückt geworden«, sagte sie. Die Kirche war leer, und ich brachte es fertig, Marjories Stirn zu berühren.

»Dieser Aberglaube!« sagte sie aufgeregt. Aber im Ausland löst sich die englische Moral, wie man weiß, wie ein Tropfen Essig in einem Eimer Wasser auf. Wir aßen an diesem Abend gemeinsam und tranken den nach Veilchen duftenden Taurasi, sprachen durcheinander englisch, deutsch, italienisch und walisisch. Die Tweedjacken kamen nämlich aus Llandudno. Wenn sie schwer trinken, fallen englische Studenten in eine Art Koma – und so kam es, daß Marjorie und ich plötzlich allein in der Nacht waren. Ich hätte alle Herrlichkeiten von Neapel nicht gegen Marjories Haare vertauschen mögen. So kam es, daß ich Bertone verriet, Benedetto Croce und Alda verriet, das Isotta Genève verriet und erst nach fünf Tagen, nur die Rückfahrkarte in der Tasche, einen Schnellzug nach Deutschland bestieg.